

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Diözese Hochberg zur Zeit Karl Friedrichs**

**Ludwig, Albert**

**Heidelberg, 1911**

2. Kulturgeschichtliches

[urn:nbn:de:bsz:31-314761](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-314761)

Kreutner, der Dummheit der Bevölkerung zu. In Wirklichkeit scheiterten die Bestrebungen der Freischwärmer, unter denen auch einige Pfarrer waren, an dem Vertrauen, das man dem Fürsten entgegenbrachte. „Die Leute zeigten eine rührende Anhänglichkeit an den Markgrafen und dächten nicht an solche Infamie,“ versicherten die Ortsvorgesetzten des Hochberger Landes den Oberamtmann, und der Landvogt von Liebenstein in Emmendingen gab sicherlich ein zutreffendes Bild von der Stimmung der Bevölkerung, als er 1798 nach Karlsruhe berichtete: „Gibt es auch hier und da einen schlechten Kerl, so ist doch die größere und weit überlegenere Anzahl zuverlässig gesinnt, und auf den Dörfern besonders, wenn gleich leider in der Stadt einige wären, die gern eine Umwandlung sehen würden. Aber ich wette, daß unsere Leute in den Dörfern sie selbst zu Paaren treiben würden.“

In der Hochberger Diözese waren zur Aufrechterhaltung der Ordnung keine besonderen Maßregeln nötig. Darum konnten die Hochberger auch wenige Jahre später, als der Fürst die Kurwürde erhalten hatte, mit gutem Gewissen in einem Gedicht, das zwar ohne poetischen Wert, aber gutgemeint war, ihre Ergebenheit ausdrücken zugleich mit dem Wunsch:

CaroLVs frIDerICVs eLeCtor baDensIs pater patriae VIVat, Vigeat, iLoreat, VaLeat pro saLVte popVLI pVbLICa.\*)

Aufrichtiger Schmerz, nicht bloß befohlene Trauer herrschte im Lande, als bekannt wurde, daß Karl Friedrich am 11. Juni 1811 im Alter von über 82 Jahren in Karlsruhe gestorben sei.

## 2. Kulturgeschichtliches.

Unser Land ist im 18. Jahrhundert mit einem Menschen zu vergleichen, der einen schweren Typhus glücklich überstanden hat. Der erste Anfall ist der dreißigjährige Krieg. Der Patient ist auf das äußerste erschöpft, wilde Träume wechseln mit

\*) Deutsch: Karl Friedrich, Kurfürst von Baden, Vater des Vaterlandes, lebe, wachse, blühe, sei stark für das allgemeine Wohl des Volkes. — Die großen Buchstaben, als römische Zahlen genommen und zusammengezählt, ergeben die Jahreszahl 1803.



apathischer Teilnahmslosigkeit. Als Simplizius Simplizifimus, der mit allen Hunden gehegte Schlachtenbummler, vom Denzlinger Kirchturm aus die Gegend überschaute, sah er Trümmerhaufen in einem weiten, öden Gefild. Und doch waren damals die Schrecken nicht zu Ende. Nach dem dreißigjährigen Krieg fanden sich in Hochberg nur noch 24 ungetrennte Ehen; zwei Pfarrer versahen, der eine von Bahlingen, ein anderer von Malterdingen aus, den Dienst in den evangelischen Gemeinden links und rechts der Elz. Das ganze Land befand sich in einem traurigen Zustand: „Die Dämme waren zerfallen, die Gräben verschlammte, die Straßen verdorben, die Brücken zum Teil zerstört, die Acker mit Gestrüpp bewachsen, der Rhein suchte sich seinen Weg, wo er wollte; die Schwarzwaldbäche erhöhten ihr Bett und verwandelten fast alljährlich die Talebene in einen See.“ Ein Amtmann in der Ortenau schrieb damals einen kurzen, viel-sagenden Bericht: „Die Leute sind mehrtheils verdorben und gestorben, die andern verlossen, das Land versoffen.“

Ähnlich wird es im Oberland gewesen sein. Die Kaiserstuhldörfer galten 1682 für die ärmsten. Die Güter waren wertlos geworden, Geld nur zu hohem Zinsfuß zu haben, Absatz fehlte, die Zölle erschwerten den Handelsverkehr.

Es kamen dann einige Jahrzehnte, in denen es dem Kranken, um das Bild wieder aufzunehmen, etwas besser ging. Aber dann trat ein Rückfall ein. Die Kriege Ludwigs XIV., Durchzüge, Einquartierungen, Kontributionen und zügellose Ausschreitungen der französischen Soldateska vernichteten die Ansätze zu neuen Blüten. Wenn auch das Oberland nicht so schwer heimgesucht wurde, wie etwa die Pfalz, so gab es doch hier des Jammers und Elends genug. Auch diese Prüfungszeit ging vorüber und es brach eine bessere Zeit an. Karl Wilhelm brachte die Finanzen in Ordnung, die vormundschaftliche Regierung war „gerecht, vorsichtig und sparsam.“

Aber Karl Friedrich war es vorbehalten, umfassende Reformen durchzuführen. Und es gab genug zu heilen, zu ändern und zu bessern.

Vor 1750 thronte noch die Finsternis im Land. Die Menge traute den bösen Mächten mehr zu als den guten. Von oben her waren die Lehren der Astrologie (Sterndeuterei) und der Alchemie (Goldmacherkunst) ins Volk ge-



drungen; bei allerlei Seuchen suchte man die Hilfe der Schäfer, Schmiede und Henker. Karl Friedrich erzählt aus seiner Jugendzeit, daß man damals nachts nicht durch die Straßen von Karlsruhe gehen konnte, ohne von Betrunknen angerempelt zu werden. Die Strafen waren hart und grausam. Nach der Landesordnung 1715 wurde das Bündnis mit dem Teufel mit Verbrennen bedroht, der Meineidige verlor sein Leben oder wenigstens 2 Finger der rechten Hand; wer sich einer Majestätsbeleidigung, des Landesverrats, Aufruhrs oder Landesfriedensbruchs schuldig machte, sollte gevierteilt oder mit dem Schwert hingerichtet werden; Mörder wurden gerädert, geschleift, unter Umständen mit glühenden Zangen gezwikt. Auch Diebstahl konnte mit dem Tode bestraft werden. Bei schweren Verbrechen wurde das Geständnis durch die Folter erpreßt. Noch unter Karl Friedrich wurde 1755 die Anwendung der Bamberger Tortur empfohlen. Diese bestand darin, daß der Delinquent auf den Boden gesetzt wurde, und mit der Karbatsche bis zu 80 Schläge erhielt, das zweitemal bis zu vierzig. Es war darauf zu achten, daß der Rücken recht angespannt werde, und die Streiche langsam erfolgten.

Baden-Durlach war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ein reiner Bauernstaat. In der Landeszeitung, dem „Karlsruher Wochenblatt“, nahmen noch lange landwirtschaftliche Aufsätze den größten Raum ein. Die wenigen Städte waren unbedeutend, die Residenz hatte um 1770 erst 3000 Einwohner, die Offiziere und Beamten in Karlsruhe hatten ihre Gärten, in denen sie ihre Gemüse selbst pflanzten. Fast alle Handwerker trieben zugleich Ackerbau. Aber es fehlte an rationeller Bewirtschaftung. Das Gefühl einer allgemeinen Unsicherheit lähmte die Unternehmungslust, Geld war noch schwerer zu beschaffen als nach dem dreißigjährigen Krieg. Nach einer Verordnung von 1739 sollte von einem größeren Kapital nicht mehr als 8 Prozent, von einem kleinen nicht mehr als 10 Prozent Zins genommen werden.

Die Verhältnisse besserten sich wesentlich unter Karl Friedrich, aber natürlich nicht über Nacht.

Die Lebenshaltung war auch in der 2. Hälfte des Jahrhunderts im ganzen einfach, im Oberlande besser als im Unterland. Ein Reisender, der 1785 die Zustände



im Lande studierte, schreibt, daß die ganze Lebensart eines Oberländer Bauern mit der eines Unterländers in gar kein Verhältnis gesetzt werden könne. Oberländer Zustände hat v. Dr a i s im Auge, wenn er am Ende des 18. Jahrhunderts folgende Schilderung gibt: Die Häuser des Mittelstandes haben gute Betten, oft noch ein Gastbett mit weißem Ueberzug; außer dem Sonntagsanzug noch Vorräte an Kleidungsstücken, an leinenem Getüch und soviel Gerätschaften, daß es eher an eine Art Luxus als an Mangel des Lebensgenusses zu grenzen pflegt. Reiche Bauern führen uns mit anständiger Geselligkeit in ihre stattlichen Wohnungen und setzen uns silberne Lichtstöcke und herrlichen Markgräfler vor. Unser Landmann ißt mehrmals in der Woche frisches Fleisch, schmälzt sein Gemüse gut und hat, Sonntags wenigstens, am Wein nur allzuguten Geschmack. Ueberhaupt sieht man es unsern Landleuten an, daß sie gut genährt sind.

Im Hochberger Land lagen, wie es sich zeigen wird, die Verhältnisse nicht so günstig. Wohl wurde viel Schweinefleisch verzehrt, aber die Armeren ernährten sich kümmerlich genug. Was den Lehrern, die noch auf den Wandertisch angewiesen waren, geboten wurde, beschreibt ein Spezial ganz kurz: täglich dreimal Erdäpfel. In den Reborten trank man allerdings viel Wein, und P o s s e l t meinte, daß der Arkadier nicht mit größerer Zärtlichkeit seine Schäferin umarme, als der Oberländer den Weinkrug. Es ist nicht von ungefähr, daß man in der Weingegend redete von „3 Obed trinke“, „3' Müne trinke“, wo es an andern Orten hieß: „3' Obed esse“, „3' Müne esse.“ Man hat dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbunden. Trotz der vielen Verordnungen gegen die Trunksucht galt allgemein der Wein als bestes Volksgetränk. Die Waisen in P f o r z h e i m erhielten zwar nur zweimal in der Woche Fleisch, aber täglich Wein. Die Pfarrer trugen kein Bedenken, bei schlechten Jahrgängen um die Lieferung eines besseren Kompetenzweins zu bitten, da der saure ihrer Gesundheit nicht zuträglich sei. Gute Weinjahre: 1729, 1753, 1766, 1780, 1802, 1811. Der Kaffee begann erst seinen Siegeszug durch unser Land; wer aber täglich zweimal Kaffee trank, galt als Verschwender. Die Ansichten über dieses Getränk waren noch sehr geteilt. Während die einen ihn für eine Uni-



versalmedizin hielten und behaupteten, er sei gut gegen Gicht und Wassersucht, stärke den Magen, und vertreibe die Würmer, schrieben die anderen dem Kaffeegenuß die schädlichsten Wirkungen zu. Schon suchten die sparsamen Leute, ihn durch einheimische Erzeugnisse zu ersetzen. Man bereitete Kaffee aus Roggen, sogar aus Kartoffeln (1773), wie man Schokolade aus gerösteten und gemahlten Traubenkernen herstellte.

Bei der einfachen Kost erreichten manche ein hohes Alter. Von einer gesunden Familie berichtet das „Karlsruher Wochenblatt“ 1757: Martin Bürgin in Sulzburg starb im 88. Lebensjahre. Sein Schwager wurde 93 Jahre alt, dessen Vater 77, sein Großvater 104, seine Mutter 72, die Großmutter 75, der Bruder 71, eine Schwester 81. Er selbst bestieg in seinem Alter noch die höchsten Berge. „Als er geschwollene Füße bekam, band er sich Schnüre über den Knien um die Oberschenkel, damit sich die Geschwulst nicht hinaufziehe!“

Doch muß in den wohlhabenden Kreisen der Luzzus stark zugenommen haben, wie die Verordnungen über Taufsuppen, Hochzeiten und Leichenmahlzeiten beweisen. Die untern Stände suchten es darin den höheren zuvor zu tun. Man spottete darüber: „Bermählt sich ein Schneider oder Schuster, so empfängt man uns mit Waldhorn und Trompeten, setzt uns an einen Tisch, der von Lichtmeß bis Ostern lang ist. Bei Leuten von mittlerem Stand setzt man bloß Tee und Kaffee vor und speißt Komplimente. Bei Vornehmen aber bekommt man nichts als die Trauungsrede und etwa eine Prife Tobak vor die Nase.“ (1757.) Auch die Dienstboten ahmten das Beispiel der Herrschaft nach. Freiherr v. Drais rügt es, daß die Dienstmädchen seidene Schürzen und Kleider tragen und statt dem üblichen braven Strohhut mit Regenschirmen auf den Wochenmarkt gehen.

Die Vermöglichen hatten manche Sorge, die wir heute nicht mehr kennen. Sie mußten heillos aufpassen, um nicht durch falsches oder minderwertiges Geld betrogen zu werden. Denn die Kenntnis der verschiedenen Geldsorten erforderte ein sorgfältiges Studium. Im Jahre 1765 gab es 8 gangbare Goldmünzen (Carolin, Schild-Louisdor, Sonnen-Louisdor, alte Louisdor und andere), 11 Talerforten im Werte von 1 fl. — 2 fl. 45 Kr., 7 Sorten Gulden von 50 Kr.



bis 1 fl. 12 Kr., 5 Arten halbe Gulden, 4 Sorten 20 Kreuzerstücke usw., im ganzen 52 Münzsorten. Daneben kursierten „verrufene“ Münzen, d. h. solche, die vielleicht im Nachbardorf galten, aber von der Landeskasse nicht genommen wurden. Dabei änderte sich der Kurswert der gangbaren Münzen fortwährend. So hatte ein Severin z. B. 1765 einen Wert von 15 fl., 1768 nur einen solchen von 14 fl. 44 Kr. also 16 Kr. weniger. Es kam hinzu, daß der Silbergehalt oft gering war, daß manche Münzen beschnitten wurden. So war dem Betrug ein weites Feld geöffnet. Den Geldwechslern mußte man scharf auf die Finger sehen.

Die Arbeit der B a u e r n war nicht so hart wie in unsern Tagen; das Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine trieb man auf die Weide; ein Teil der Gemarkung lag immer brach, von Spritzen und Schwefeln der Reben wußte man nichts. Erst allmählich wurde das Ackerfeld besser ausgenützt. Aber noch im Jahre 1770 stritt man sich, ob Stallfütterung oder Weidegang vorteilhafter sei. Einige Jahrzehnte später war man allenthalben von dem Nutzen der Stallfütterung überzeugt, am längsten sträubten sich die Schwarzwälder gegen die Neuerung.

Das H a n d w e r k war durch die Zunftgesetze sehr beschränkt. Wurde ein Gesell vom Handwerk für „geschimpft“ erklärt, so konnte er Betteln gehen. Das Meisterwerden war allen denen sehr erschwert, die nicht gute Bettern hatten oder gehörig zu schmieren wußten. Die einheimischen Meister suchten tüchtige Kräfte nicht aufkommen zu lassen, um lästige Konkurrenz fern zu halten.

Die Dorfstraßen und Feldwege waren schlecht. Manche Visitation in einer Waldgemeinde unterblieb, weil der Spezial (Dekan) mit seinem Pferde auf halbem Wege umkehren mußte. Von B ö r s t e t t e n wird erwähnt, daß förmliche Sümpfe im Dorfe seien. Als die B a h l i n g e r sich dazu ausschlangen, die Dorfstraßen pflastern zu lassen, hatten sie vor sich selbst eine so große Hochachtung, daß sie ihre rühmliche Tat eines Denksteins für würdig hielten, der heute noch am Rathause zu sehen ist.

Von Straßenbeleuchtung war keine Rede. Wer abends ausging und den Weg nicht genau kannte, mußte eine Laterne mitnehmen. Doch blieben die meisten nachts zu Hause. Die Kinder eilten heim, wenn die Abendglocke läutete. Um



Licht zu sparen, legte man sich früh zu Bett. Um 9 Uhr waren die Straßen öde und still, falls nicht etwa die „Nachtbuben“ ungebührlichen Lärm verursachten, worüber hie und da geklagt wurde. Dann schritten die Schaarwächter ein und stellten die Ruhe wieder her. Später wandelte der Nachtwächter durch die stillen Gassen und rief die Stunden aus:

Loset, was i euch will sage!  
D'Glock het Zehni gschlage.  
Jetzt betet und jetzt göhnt ins Bett.  
Und wer e ruhig Gwisse het,  
Schloß sanft un wohl! Im Himmel wacht  
E heiter Aug die ganze Nacht.

Der Nachtwächter hatte zwar einen Spieß, aber das Diebsgesindel fürchtete ihn nicht. Denn zu dem Amt nahm man nicht junge und kräftige Leute, sondern solche, die nicht mehr viel leisten konnten. Da und dort übertrug man die Dorfwatch, die übrigens auch im Sommer, wenn alles auf dem Felde war, auf ihrem Posten sein sollte, jungen, kaum der Schule entwachsenen Burschen, wobei man allerdings den Bock zum Gärtner machte. Die letzten Gäste verließen beim Klang der „Lumpenglocke“ um 9 oder 10 Uhr die Wirtshäuser. Im Wirtshaus wie im Gotteshaus waren alle gleichberechtigt. Nur die Abdecker, Schinder und Henkersknechte mußten an besonderen Tischen sitzen und aus besonderen Gläsern trinken. Sogar in der Residenz war der Wirtshausbesuch nur bis 10 Uhr nachts gestattet. Im Jahre 1757 bildete sich in Karlsruhe eine Gesellschaft, die von 8—10 Uhr ihre Sitzungen hielt. „Man kommt zusammen, liest Zeitungen, raucht Tabak und trinkt Mannheimer Bier ohne alles Spielen.“ Die an manchen Orten (auch in Emmendingen) gegründeten Lesegesellschaften sah die Regierung nicht gern, da man den Verdacht hegte, daß in solchen Vereinigungen zu viel politisiert werde. Das Politisieren wurde öfters verboten. So 1756, dann wieder in der Revolutionszeit. Nach dem Rastatter Gesandtenmord war es nicht erlaubt, darüber öffentlich seine Meinung auszusprechen. Eine beliebte Unterhaltung war am Anfang des 19. Jahrhunderts das Erraten von Rätseln. Während die eisernen Würfel über das Schicksal der europäischen Staaten fielen, saßen die Hof- und Kirchenräte im „Lamm“ oder im „Löwen“ und



gaben sich die neuesten Rätsel auf: Gell de meinsch, i sag dir wer? S'isch kei „sie“ un isch kei „er“, oder: „Rate, rate, was isch das, s'isch kei Fuchs un isch kei Haas“. Auf dem Lande kam man, wenn das Dreschen beendigt war, in den Häusern zusammen, aß Nüsse oder Schweinerippchen und trank den sauren Landwein, unterhielt sich von den Reben und den Kartoffeln, von den Stupfelrüben und Maulbeerbäumen, von der guten alten Zeit und der jetzigen schlechten. Dabei machte man sich wohl auch lustig über die Bücherweisheit der gelehrten Herren. Im „Karlsruher Wochenblatt“ hatte einer empfohlen, Maulbeerbäume zu säen auf folgende Weise: Man zerdrücke Maulbeeren, lasse Seile spinnen von Heu, überziehe das Seil mit dem Brei und lege es in eine Furche 1 Zoll tief in die Erde. Darauf erschien ein Gespräch zweier Oberländer Bauern, die über diesen Vorschlag spotten, zugleich ein Beweis dafür, daß man den Dialekt schon vor Hebel in Druckschriften anwandte.

Jörg: Guete Tag, Hans, was machsch? Ich glaub, du witt uffs Foutrachiere ußgoh mit deinem Heu-Sail?

Hans: Loß mi unkeit, ich bin so verdrießli über des Gschmier.

Jörg: Was witt denn mache?

Hans: Du sichsch's jo, heisch denn im Carllsruher Blättli nit glese, wie mer d' Muhlbeer-Bäum saie soll?

Jörg: Jo frili han i's glese; du wirsch doch nit so närrisch sy und de Muhlbeer-Babbe uf des Heu-Sail schmiere wölle?

Hans: Es dunkt mi, du wirsch wol wölle besser wisse, als der Meister Armbruster un die Herre z' Carlisruh?

Jörg: Meinsch denn du, sie wissen alles?

Hans: Mi Bueb, der Michel, der erst usem Soldatelebe unten use koh isch, het doch gsait, sie haige schöne Gärten. De Herren Uficirer, Kanzlisten un fast alle mitenander gärtle.

Jörg: Es kann si. . . Narr, lueg numme, e Chue muß jo drüber lache, ich ha doch vor 2 Johre in meim hindere Gärtl Muhlbeer-Sohme gsait, es sind schon tolle Studen.

Hans: Wie heisch's denn g'macht?

Jörg: Wie wird is g'macht ha, jo einfältig han is nit g'macht. Ich ha ebe gute Sohme gno und den Sohme im Frühjohr gsait, er isch hübsch toll uffgange.



Die Frauen und Mädchen spannen. Die Kunkelstuben gaben Anlaß zu Ausschreitungen und wurden darum immer wieder verboten. Schon in der Landesordnung (1715) heißt es darüber: „Dieweil bekannt, was vor Unordnung, ärgerliches Gespräch, üppige Gesäng, leichtfertige Taten, ohnehnbare schändliche Räterschen und andere ungeziemliche Sachen in den Spinn- und Kunkelstuben vorzugehen pflegen, so tun wir zur Verhütung dessen alles Ernstes befehlen, daß dergleichen Spinnstuben bei Straff eines Gulden, den so wol der, bei dem sie gehalten, als eine jede Person, so dabei betroffen wird, verfallen sein solle, fürter gänzlich verboten und abgestellet werden. Jedoch, da nahe Verwandten oder nächste Benachbarten und allein Weibspersonen um Spinnens und anderer Arbeit willen zusammen kommen, soll ihnen solches unverbotten sein, Knecht und andere Mannspersonen aber gänzlich davon bleiben, auch darin nichts ärgerliches vorgenommen werden, alles bei obgesetzter Straff.“ Da aber das Verbot später noch oft wiederholt wird und eine der Fragen bei den Kirchenvisitationen auch nach der Verordnung vom Jahre 1796 davon handelt, ob Spinnstuben gehalten werden, so liegt der Schluß nahe, daß sie nie ganz unterdrückt werden konnten.

Das Leben floß im ganzen einförmig dahin. Zeitungen gab es schon einige, politische Zeitungen durften aber nicht gelesen werden. Die Geistlichen schlossen sich zu einem Leseverein zusammen und ließen verschiedene Zeitschriften unter sich zirkulieren. Auch sonst war es üblich, daß ein Buch oder eine Zeitung von Hand zu Hand wanderte. Das Volk nahm keinen Anteil an der wunderbar aufblühenden Literatur. Mehr Interesse hatten sie für die Zeitereignisse, die freilich auch dumpfe Gleichgültigkeit aufrütteln konnten. Man kritisierte schon damals genug. „Wer freie Tadelungen hören will, der gehe zur Ehre unserer Regierung in die Schenken“, sagt von D r a i s. Er hält es also für einen Ruhm der badischen Behörden, daß sie die freie Meinungsäußerung, soweit sie sich nicht mit heiklen politischen Fragen befaßte, erlaubten. Auf dem Lande las man in den Häusern in der Bibel oder in einem Andachtsbuch. Auch der Landeskalendarer sollte in keinem Hause fehlen. Er wird schon 1717 erwähnt. Der hundertjährige Kalender galt viel bei Gebildeten und Ungebildeten. Man sah in ihm einen Wetter-



prophet, was er nicht sein konnte und wollte. Ein Exemplar des „Karlsruher Wochenblattes“ mußte von der Gemeindeverwaltung gehalten werden.

Dem jungen Volke boten die selten erlaubten Tänze, die Märkte und besonders die Hochzeiten Vergnügen und Abwechslung. Immer wieder muß die Jugend ermahnt werden, nicht in Nachbarorten ihre Unterhaltung zu suchen. Jedenfalls mußten sie zeitig zu Hause sein. Denn die Kinderzucht war damals viel strenger als heutzutage. Damit die Achtung vor den Eltern nicht schwinde, war den Kindern verboten, den Vater oder die Mutter mit „Du“ anzureden.

Wer mit dem Gesetz in Widerspruch kam, was bei den vielen Gesetzen leicht geschehen konnte, wurde zwar nicht mehr so hart behandelt wie früher, aber der Strafen waren immer noch viele. Leichtere Vergehen wurden mit Geld gebüßt, häufig wurde, zumal bei jugendlichen Personen, der Stock angewendet. Unterirdische Gefängnisse durften unter Karl Friedrichs Regierung nicht mehr benützt werden, doch wurden gefährliche Verbrecher in Stock und Block oder in Ketten gelegt. Die Tortur wurde 1767 abgeschafft. Felddiebstahl sollte mit der Geige bestraft werden. Unzüchtige Mädchen mußten den Schandkarren ziehen, doch wurde auch diese Strafart bald aufgehoben. Körperliche Züchtigungen verschärften die Gefängnisstrafen. Bei der Aufnahme ins Zuchthaus und bei der Entlassung erhielt der Sträfling den „Willkomm“ und den „Abschied“, d. i. eine Tracht Prügel. Seit 1767 trat an deren Stelle gewöhnlich die Brandmarzung. In den Zuchthäusern mußten die Gefangenen späterhin arbeiten, sie wurden in der Regel mit Spinnen beschäftigt. Peinliche Strafen waren im Anfang des 19. Jahrhunderts: Zuchthaus, Kettenstrafe, Verurteilung zum Schellenwerk, öffentliche Ausstellung am Schandpfahl und Ausweisung. Verstümmelnde Strafen gab es nicht mehr. Die Todesstrafe wurde durch Enthauptung vollzogen.

„Gegen schwere Krankheiten braucht man einen scharfen Arzt.“ Man wollte durch strenge Strafen besonders dem Räuberunwesen steuern, das hauptsächlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Sicherheit des Lebens und des Eigentums bedrohte.

Am 30. Juli 1760 wurde der „Sonnenwirtle“, ein berühmter Räuber, dessen Lebensschicksale von verschiedenen



Schriftstellern aktenmäßig oder mit dichterischer Freiheit beschrieben wurden, in Baihingen gerädert. Vor seiner Gefangennahme hatte er in einem Brief dem Amtmann in Stein von einem Plan Mitteilung gemacht, der auf einer Gaunerversammlung zu Steinbach besprochen worden sei. Die Diebesbanden wollten, so berichtete der Sonnenwirt, alle Orte des Markgrafen Karl Friedrich in Brand stecken und einen Schrecken erregen, der dem Fürsten die Lust zur Ausrottung der „Kochemer“ vertreiben sollte.

Ob dieser Plan wirklich bestanden hat, steht dahin. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Vaganten und Spitzbuben dem Markgrafen nicht hold waren. Sie erkannten, daß ihre goldene Zeit endgültig vorbei sei, und das brachte sie in Wut. Karl Friedrich war der eifrigste Bekämpfer des Unwesens, das trotz der schärfsten Verordnungen, trotz der strengen angedrohten Strafen, trotz wiederholter Streifen im löblichen schwäbischen Kreise überhand nahm. Nach der Landesordnung sollten Zigeuner im Lande nicht geduldet werden; Bettler, Vaganten und Landröde waren auszuweisen; Spengler, Kesselslicker, Scherenschleifer, Hausierer, Schalksnarren, Landfahrer, falsche Spieler, Singer, Springer, Reimensprecher, Glückhafner, Zahnbrecher, Theriacks- und Wurzelträger und andere Personen, die scheinbar ein Gewerbe trieben, in der That aber sich durch Betteln und Stehlen ernährten, waren streng zu beaufsichtigen. Aber im heiligen römischen Reich stand manches auf dem Papier, was nicht ausgeführt wurde, und auch andere Leute als die Nürnberger hängten keinen, ehe sie ihn hatten. Wurde dem Diebsgesindel der Boden in einem der zahllosen Ländchen zu heiß, so war der Weg in ein anderes nicht weit. So zogen sie einzeln oder truppweise hin und her. Manchmal bildeten sie ganze Banden, welche die geängstigten Landleute tyrannisierten und besonders den Bewohnern der einzelstehenden Gehöfte, Mühlen und Wirtschaften beschwerlich wurden, falls diese es nicht vorzogen, sich mit den Gaunern gut zu stellen. Im Jahre 1747 vernehmen wir die Klage, daß sie umherziehen, mit Säbeln, Flinten und Pistolen wohlbewaffnet; am hellen Tage wurden Häuser ausgeplündert, die Leute auf die härteste Art traktiert. Wenn bei den Kirchenvisitationen die Sprache darauf kam, so zuckten die Bögte die Achseln und meinten, es sei ärger wie je, aber man könne da-



gegen nichts machen. Aus Angst gaben die Dorfbewohner, was von ihnen verlangt wurde, nur um die verdächtigen Gesellen los zu werden und nicht ihre Rache herauszufordern. Aber Karl Friedrich war nicht der Mann, diesem Treiben untätig zuzusehen und seine Untertanen von diesen Menschen brandschätzen zu lassen. Die Bettelordnung von 1751 erneuerte und verschärfte die alten Verordnungen, da „in unseren fürstlichen Landen eine Zeit her sich abermalen das liederliche Bettel-, Vaganten- und Diebsgesindel zum Nachteil der gemeinen Sicherheit und Ruhe in ziemlicher Menge eingeschlichen.“ Eine Aufzählung der verschiedenen Klassen verdächtiger Personen gibt uns einen Begriff, wie groß die Zahl der Vagabunden gewesen sein mag. Es werden erwähnt: „Zauner, Zigeuner, Vaganten, Landstreicher, Deserteurs, Leyrer, Hackbrettler, Sackpfeifer, fahrende Schüler, Hausierer, Scheunenkrämer, Glückshäfner, Karitätenträger, Scholderer, Taschenspieler, Gaukler, Quacksalber, Betteljuden, Land-Kollektanten, Reimensprecher, Bürstenbinder, Keffler, Pfannen- und Zeunenslicker.“ Die Hatschiere (Landgendarmen) hatten strengen Befehl, die Verdächtigen anzuhalten. Aber das Uebel war so allgemein, daß in der folgenden Zeit die gleichen Klagen immer wieder zu vernehmen sind. In Karlsruhe wurden 1755 29 „Zauner“ gehängt, von denen die Mehrzahl Juden waren. Noch im Jahre 1776 berichtet der Amtmann Schlosse r von E m m e n d i n g e n , daß über anderthalbhundert Vaganten, die aus dem Elsaß vertrieben waren, im Hochbergischen umher schwärmen. Im B a h l i n g e r S c h l a t t sei der Kiegler Jäger von 5—6 Mann mit Gewehren angegriffen worden, bei K ö n i g s c h a f f h a u s e n sei einem anderen Manne daselbe widerfahren, dem F o r c h h e i m e r Amtmann seien im Wald verdächtige Leute aufgestoßen, alles sei unsicher und jedermann voller Sorgen. Wie ein solcher Räuber ausjah, zeigt ein Steckbrief aus dem Jahre 1783: „Der Wäldermichel ist 32 Jahre alt, hat einen dicken Kopf, schwärzliche Gesichtsfarbe, er ist auf beiden Wangen mit dem Galgen bezeichnet, hat braune Haare, eine dicke Nase, hellgraue Augen, dicke Lippen, noch alle Zähne im Maul und ist stark an Waden. Er trägt einen dunkelbraunen Rock mit messingernen Knöpfen, ein weiß und rot gestreiftes Kamisol, schwarze, kalblederne Hosen, ein scharlachrotes Brusttuch, gelblechtes,



seidenes Halstuch, schwarzen Filzhut, schwarze Schuhe, weiße Strümpfe.“ Im Jahre 1786 wird nach einer Zigeunerbande gefahndet, deren Haupt der bekannte Hannidel war. Dabei wird bemerkt, daß in einem halben Jahre mehrere Mordtaten vorgekommen seien. Im Juli desselben Jahres wurden 5 Personen hingerichtet, darunter eine von Böstetten. Einer von ihnen wurde auf einer Kuhhaut hinausgeschleift, mit dem Schwert hingerichtet, sein Kopf auf einen Spieß gesteckt. Eine Frau wurde enthauptet, ein Jäger erhängt und sein Leichnam von oben herab gerädert. Im folgenden Jahre wurde ein Verbrecher zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, mit empfindlichem „Willkomm“ bedacht. Sein Haar wurde auf der einen Kopfhälfte kahl geschnitten, er mußte ein halb schwarzes, halb weißes Kleid tragen. Am Ende des Jahrhunderts machte wieder eine Räuberbande lange Zeit die Gegend bei Durlach unsicher. Im Jahre 1803 wurde der „Schinderhans“ hingerichtet.

Hebel hat bekanntlich einige Spitzbubengeschichten geschrieben, in denen er die an sich ernste Frage von der spaßhaften Seite ansieht. „Der Zundelheiner und der Zundelfrieder“, sagt er, „trieben von Jugend an das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick, und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt auch mit und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keinen Menschen an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen, und wo es Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allensfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein.“ Wie dieses saubere Kleeblatt sich in seinem Handwerk übte, und wie die zwei ersten dem Dieter, der sich von ihnen getrennt hatte und wieder ehrlich geworden war, einen Streich nach dem andern spielen, das ist wohl ergötzlich zu lesen. Aber daß die Obrigkeit solche Spitzbubengeschicklichkeit nicht beförderte und begünstigte, war natürlich. Doch wenn Hebel den Lesern des „Rheinischen Hausfreunds“ durch seine Spitzbubengeschichten eine Unterhaltung bereiten wollte, so beweist das, daß damals, als er sie schrieb, die Gauner keine Landplage mehr waren, daß also die Maßregeln, die in Baden-Durlach zur Steuer des Uebels getroffen waren, ihren



Zweck nicht verfehlt hatten, und von einer allgemeinen Unsicherheit nicht mehr die Rede sein konnte.

Uebel war man in Krankheitsfällen beraten, da es an Ärzten fehlte. In Hochberg waren lange Zeit nur 2 Chirurgen, einer in Emmendingen und einer in Bahlingen oder Eichstetten. Von einem Chirurgen am hinteren Kaiserstuhl wird berichtet, daß er das Lehrerexamen machte. Wahrscheinlich konnte er von der Ausübung seiner ärztlichen Praxis allein nicht leben. Man nahm seine Zuflucht zu den Wunderdoktoren und zu allerlei Hausmitteln. Auch die Ärzte wandten Kuren an, über die wir heute den Kopf schütteln. Gegen die Pest, die Tollwut, behextes und verzaubertes Vieh werden im „Karlsruher Wochenblatt“ die verschiedensten Heilmittel angepriesen. Eigentümlich ist eine ebenda beschriebene Kur, durch die der Krebs geheilt wurde. Man legte Kröten in Beuteln an die Krebswunden. Sie sogten sich fester als Blutegel und fielen unter schrecklichen Zuckungen ab. So wurden nach und nach 108 Kröten angelegt, bis die Wunden geheilt waren! Diese Behandlungsweise soll einigen Personen geholfen haben. Ein anderes Mittel gegen den Krebs: Man nehme die Haut eines frischgeschundenen Frosches und lege sie auf den Krebschaden. Im Jahre 1775 ruft ein Arzt, stolz auf die Fortschritte in der Heilkunde, aus: „Nun ist das Mittel gegen das Podagra und die fallende Sucht auch gefunden!“ Aber es war ein Irrtum, man hat heute noch kein Mittel entdeckt. Der Hofrat und Stadtphysikus Dr. Gyller empfahl 1796, die Gichter auf eine in die Nähe gehaltene junge Taube zu übertragen, was wohl ebensowenig geholfen hat als die andern Methoden. Viel Wirkung versprach man sich vom Aderlassen. Gliederkranke Personen suchten in den zahlreichen Bädern Heilung, etwa in Malterdingen, Emmendingen, im Silberbrunnen oder im Bad in Oberschaffhausen. Sehr häufig waren die Blattern, die man seit 1768 durch Einimpfen der Menschenblattern bekämpfte. In den Steckbriefen jener Zeit ist als Kennzeichen oft angegeben: „blatternarbig“.

Zahnärzte gab es noch wenige. Die Bader und Chirurgen zogen die kranken Zähne heraus. Sie übten manchmal ihre Kunst nach dem Vorbild des Doktor Eisenbart. Von einem Zahnarzt wird gesagt, daß man eine Pferdenatur



haben müsse, um sich seiner Behandlung unterziehen zu können. In Karlsruhe bot 1757 ein Harfenist seine Dienste an. „Dieser Mann hat eine besondere Geschicklichkeit, Flecken aus den Kleidern herauszubringen. Auch erbiethet er sich, allen mit Zahnschmerzen behafteten Personen mit einem sicheren und geschwinden Mittel die Schmerzen zu stillen.“ Möglicherweise war dieser vielseitige Musikus verwandt mit dem Doktor Schnauzius Kapunzius aus Trafalgar, den Hebel erwähnt.

Daß in jener Zeit auch die kleinen Uebel durch Regierungsmaßregeln bekämpft wurden, beweist die Bestimmung, wonach jede größere Haushaltung jährlich 12 Spazentköpfe, jede kleine 8 abliefern mußte. Wenn man aber 1749 sogar anordnet, was zu tun sei, falls etwa einmal Heuschrecken das Land überfallen würden, und wenn man allen Ernstes Bestimmungen darüber gibt, wie es zu halten sei, falls sie im Frühjahr oder im Herbst oder im Sommer erscheinen würden, so will uns dies als eine überflüssige Sorge erscheinen. Empfehlend wird dabei auf das Beispiel Ungarns hingewiesen, wo gegen die Heuschrecken 15 000 Schweine losgelassen wurden, die das Ungeziefer reinlich auftrafen.

### 3. Ein Unverbesserlicher.

Pfarrer Johann Jakob Greiner von Eichstetten hatte in seiner Gemeinde manches Glied, mit dessen Wandel er unzufrieden war. Aber niemand hat ihm wohl mehr zu schaffen gemacht als der Hansmichel B., ein unverbesserlicher Trunkenbold. Immer wieder muß der Pfarrer ihn vor die Zensur laden lassen. Wie man ihn zu bessern suchte, zeigt der folgende Auszug aus dem Zensurprotokollbuch:

Am 26. Dezember 1797 wurden vor eine außerordentliche Kirchencensur geladen: der verstoffene hiesige Bürger J. M. B. und seine Frau.

Er wurde konstituiert, warum er seine Frau so maltractirt und er gab zur Antwort, daß er gar nichts gegen sie zu klagen habe. In dieser Rücksicht verwiesen wir ihm nachdrücklich und mit den ernsthaftesten Gründen sein strafbares und ungesittetes Betragen gegen seine alle Tage der Niederkunft nahen Frau, daß er sie am letzten Sonntag Abend so unbarmherzig mißhandelt, mit ihrem Kopf den S. V.